

»Was soll von diesem Freiheitsbegriff noch Bestand haben?«

Ein Gespräch mit Thomas J. Richter

Stefan Amzoll

jW vom 27.7.1998 (leicht gekürzt)

F: Sie sagen, es gäbe unheimlich viel Zombie-Verhalten, auch unter an sich liebenswerten Menschen.

Ja, und das sollen wir jetzt auch noch lernen. Und zwar sollen wir vor allem dieses Zombie-Verhalten anderen beibringen. Einer der Lieblingsbegriffe, der durch den Äther oder die Medien geistert, ist ja der der Freiheit, die uns immer genommen ward. Nun sind aber die freien Menschen, die uns jetzt die Freiheit so nahe gebracht haben, immer die ersten, die einem sofort die Grenzen zeigen. Die Grenze ist, daß man Angst haben muß um seinen Arbeitsplatz, um sein Dach über dem Kopf, Angst haben muß, das Maul aufzumachen. Wenn man zum Beispiel PDS wählt, aber Angst hat, an seinem Arbeitsplatz auch dazu zu stehen, oder zumindest damit rechnen muß, daß das nicht folgenlos bleibt. Wenn man Angst hat, mit 'ner abgewetzten Parka-Jacke als Ingenieur in seinem Büro zu erscheinen, was in der DDR zuletzt einfach ganz normal und gang und gäbe war, und sich sofort nach der Wende einen auberginenfarbenen Anzug und ein passendes Hemd dazu kauft, um überhaupt als Ingenieur durchzugehen usw. Wenn es also diese Ängste gibt, die ja auch das alltägliche Leben und Empfinden bestimmen, dann weiß ich nicht mehr, was von diesem großartigen Freiheitsbegriff noch Bestand haben soll.

F: In gewissen Medien ist noch manches möglich.

Daß manches oder alles möglich ist, ändert doch nichts an der Unfreiheit, die daher rührt, daß die Chance eben nicht besteht oder nur sehr bedingt besteht, die Bücher zu schreiben und zu lesen, worin die Leute vielleicht etwas Wahres über eine Gesellschaft entdecken, deren Herrschaft alles dafür tun wird, in ihrer Gemeinheit weiterzubestehen, die gar nicht will, daß die Menschen über Bücher oder Zeitungen die Wahrheit erfahren, die weiterhin all ihre Finanzkraft weltweit dafür einsetzen wird, die Wahrheit zu verstecken.

F: Ich komme auf Ihre Familie. Sie stammen ja aus einem Elternhaus, in dem das Leben mit bildender Kunst Alltag war. Wie haben Sie die Atmosphäre dort erlebt?

Da fällt mir das Wort Privilegien ein. Jeder, der über die DDR Positives zu berichten hat und leider, leider vermelden muß, daß er nicht allzusehr gelitten hat, wird erstmal danach durchforstet, ob er Privilegien hatte. Jeder, dem es nicht allzu schlecht ging, muß ein Privilegierter gewesen sein. Weil ja ansonsten alle verdammte Opfer waren. Und ich kann das leider von mir nicht so sagen, ich muß leider, leider sagen, daß ich nach diesem eingerissenen Sprachgebrauch ein Überprivilegierter geworden bin.

F: Wie haben Sie früher gelebt?

Wir hatten damals nicht viel Geld und manchmal auch wenig zu essen. Ich trug manchmal die Klamotten meines Bruders auf, und aus den zu kleingerateten Strickjacken wurden neue gemacht. Das kann man ja wunderbar ausmalen: Uns ging es elend, wir hatten nichts zu

fressen, nichts anzuziehen. Gott, jaja, mein Großvater war Maler, mein Vater Grafiker. Meine Mutter hatte zwei Kinder am Hals, und ich war sicherlich ein widerliches Kind, trotzdem ist sie zur Abendschule gegangen und hat sich qualifiziert zu einer medizinisch-technischen Assistentin. Sie hatte einen etwas schwierigen Mann, meinen Vater, und diese beiden Kinder, von denen mindestens eines scheußlich war, und sie hatte abends immer noch die Kraft, einen ordentlichen Facharbeiter zu machen. Die waren früher über alle Maßen privilegiert. Also wir hatten ein Leben wie jeder andere auch. Und viele andere in den Jahren, in denen ich aufgewachsen bin, hatten eine Hoffnung in diese Gesellschaft gesetzt, eine Scheißwut auf Erscheinungen in dieser Gesellschaft, aber eine doch mehr oder weniger gemeinsame Zukunftsvorstellung, Zukunftshoffnung, die empfinden zu können wichtig ist für eine glückliche Kindheit.

F: Was hat Ihnen Ihr Vater als Künstler beibringen können?

Mein Vater konnte mir zum Bildermalen nicht soviel sagen. Er hat als Grafiker und Gebrauchsgrafiker seine Arbeit gemacht. Er hatte viele Kunstbücher, und an den Wänden hingen Bilder von wunderbaren Malern, er hatte Plastiken von Seitz und Cremer, auch Sachen von Ernst Schroeder und natürlich von meinem Großvater. Und mein Vater konnte eben mit sehr viel Liebe und mit sehr viel Wissen mir diese Dinge nahebringen. Und dann gab es eben immer Papier und Bleistift. Es war da auch keine übermäßige Ordnung, die Kreativität verhindert hätte, sondern es war eher ein unordentlicher Haushalt da, also Dinge, die es uns ermöglicht haben, von selbst einen Strich aufs Papier zu machen. Das ist schon sehr viel mehr, als viele andere erleben durften. Ja, und da sind wir dann schon wieder bei den Privilegien.

F: Darüber wollen wir aber nicht weiter sprechen, oder?

Nur soviel noch. Ich finde, jeder Deutsche, der die Möglichkeit hatte, wenigstens den wenn auch oft hilflosen und oft grauen und müdemachenden, zermürenden, ätzenden Versuch bei uns und nicht nur diesen aberwitzigen kapitalistischen Stumpfsinn in seinem Leben erleben zu dürfen, der also die Möglichkeit hatte, auch an diesem Versuch teilzunehmen und die Erfahrung zu machen, die anderen vielleicht noch lange vorenthalten sein wird, jeder dieser Deutschen ist vor der Geschichte privilegiert.

F: Aber die Privilegierten kriegen ihren Minderwertigkeitskomplex nicht weg.

Dieser leider Gottes herangezüchtete Minderwertigkeitskomplex wird ja nun durch die satte, prächtige Bundesrepublik und deren sichtbare und hörbare Vertreter noch extrem befördert. Die Leute hier sollten langsam mal umschalten und sich als privilegiert empfinden, sie sollten lieber sagen: Mann, wir haben aber Schwein gehabt, daß wir mit etwas mehr Ruhe und ohne diesen Zwangsapparat haben leben können.

F: Zwangsapparat?

Ja. Genau! – Der Maler, der noch Zeichnen gelernt hat, der noch die Muße hatte, nicht sofort auf den Markt reagieren zu müssen, der nicht berühmt werden mußte, sondern mit wenig Geld ein Atelier haben konnte (und der auch eines gefunden hat, und sei es ein Dreckloch), dieser Maler mußte nicht sofort das Gefühl haben, sich verkaufen zu müssen, also kunstfeindlich denken zu müssen, sondern hatte die vielen Jahre bei sich die Gelegenheit, solche Dinge zu finden, die ihn zu Kunst führen konnten.

F: Wie hat das denn Picasso gemacht? Der ist ja nun in dieser Gesellschaft groß geworden. Ich weiß, Sie mögen seine Bilder außerordentlich.

Es ist jetzt sehr leicht, so etwas zu sagen, aber wir befinden uns ja in allen möglichen erkennbaren Entwicklungen in Endzeiten. Und der ist geboren und aufgewachsen in einer vollkommen anderen Zeit. Wir hatten einige große Zäsuren, und eigentlich hat der Zweite Weltkrieg im Ersten Weltkrieg angefangen, also auch Auschwitz. Und Picasso hat über alle möglichen Stufen die Zeit davor und die Zeit danach erlebt. Wer jetzt lebt, wer künstlerisch arbeitet, wer jetzt aufwächst, erlebt diese Endzeit.

F: Ich erlebe unter Jugendlichen, daß sie sich von den Verhältnissen gar nicht so sehr anstecken lassen und häufig dieses eingeübte Konsumverhalten nicht wollen und sich verweigern. Sie meinen zu Recht, daß sie damit besser fahren, sie dadurch vielleicht weniger Geld haben, aber dafür ihr eigenes Leben leben können. Und so denken viele, und das ist gut so. Wie sehen Sie das?

Das sehe ich auch so, und das Verweigern finde ich prima. Aber dieses Sich-Verweigern läßt diese Gesellschaft ja nicht ohne Grund sehr gern bis zu einem bestimmten Grade zu. Da diese Grenze nur wenige überschreiten, weil das ja auch mit Gefahren verbunden ist, scheint mir dieses kleine alltägliche Verweigern sehr systemimmanent zu sein. Zu guter Letzt führt es auch dazu, daß die einen immer reicher werden und die anderen immer ärmer und daß die Kriege in immer perfekterer Form, mit immer schöneren Waffen geführt werden können. Nun ist die Frage: Ist die Verweigerung dergestalt und nimmt sie so massenhafte Formen an, daß sie das System der Kriegsführer und der Massenmörder und der Schreibtischtäter infrage stellt, oder führt die Verweigerung bloß dazu, daß der mögliche Widerstand überhaupt keine Ausdrucksform mehr findet? – Also das ist ein sehr zweischneidiges Schwert.

F: Ja, aber ein Ergebnis kann doch sein, daß der einzelne vielleicht glücklicher lebt. Gerade junge Leute fragen: Was befähigt und behindert mich, so und nicht anders zu leben, wann, unter welchen Umständen, mit wem und in welcher Umgebung kann ich zufrieden existieren. Sie tun gut daran, den Zeitpunkt ihres Glücks nicht auf den Sanktnimmerleinstag zu verschieben.

Die Frage ist, werden sie glücklicher? Vielleicht gibt es solche, die ihre eigene Nische finden. Es wurde immer gesagt, die DDR sei eine Nischengesellschaft. Die Gesellschaft, in der wir jetzt angekommen sind, ist eine absolute Nischengesellschaft. Kann ja sein, daß da einer glücklicher wird. Aber was ich täglich erlebe, und zwar quer durch die Generationen, ist eine zunehmende Vereinsamung und Vereinzelung. Und solche widerwärtigen Neuwörter wie Single-Gesellschaft sind etwas kokette, leichte Formulierungen für einen ganz grausamen Zustand. Die Leute denken, sie seien glücklich, wenn sie dabei nur an sich selber denken, an die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und eigentlich sind sie nur einsam. Hat man früher fröhlich im Wald gevögelt und die Liebe genossen, geht man heute in einen seltsamen Single-Klub, in ein SM-Studio, haut sich Haken in die Brustwarzen und läßt sich an die Decke leiern. Man ersetzt die Liebe durch irgendwelche rätselhaften Sexualpraktiken, geht hinterher wieder nach Hause und hat dann, wenn man zu den besserverdienenden Mitdreißigern gehört, eine Anderthalbzimmer-Suite, fährt irgendwo auf der Welt in Urlaub, um einen One-Night-Stand zu haben oder eine lockere Zweierbeziehung oder eine Beziehungskiste ...

F: Das ist das, was das Fernsehen uns suggeriert, das ist doch nicht eins zu eins, das ist doch eine andere Realität ...

Ich sehe aber in der Realität, daß es immer mehr einsame Menschen gibt, auf der Straße, in meiner Bekanntschaft, ich höre es von Leuten, die noch in Lohn und Brot stehen, wenn sie aus dem Betrieb berichten. Ich sehe zunehmende Einsamkeit an Orten, wo sich die Menschen in der Öffentlichkeit begegnen, ich sehe den Unterschied bei einer Ausstellungseröffnung der Galerie am Prater Ost-Berlin und einer Galerie am Savignyplatz, wo eigentlich nur Kälte herrscht. Und vieles von dem, was Ausstieg bedeutet, führt auch zu Einsamkeit.

F: Also die Arbeit des Freischaufelns muß immer wieder getan werden.

Wir können ohne diese ganzen bunten Kaufhäuser leben, viel besser, wir können ohne diese ganzen Werbetafeln leben, viel besser, wir können ohne diese ganzen vielen Fernsehkanäle mit diesen abartigen, schon perversen Serien wie »Gute Zeiten, schlechte Zeiten« leben. Auch unsere Kinder – es kann sein, daß das keiner mehr wahrhaben will - auch unsere Kinder, die jetzt zwischen zehn und sechzehn sind, könnten vielleicht ohne »Gute Zeiten, schlechte Zeiten« leben. Es wäre möglich! Es wäre möglich, daß sie sich von Gulasch und Bratkartoffeln ernähren und nicht von McDonalds. Es wäre eine schöne Welt auch ohne McWorld möglich, und sie ist möglich. Das muß man immer wieder sagen. Man muß auch immer wieder ein Bild malen, damit die Leute nicht denken, alle Bilder kommen aus dem Computer.

(...)